

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

225 (27.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Pest in Ostasien

Der schwarze Tod in der Mandchurie. — Auch in Indien Todesfälle. — Vor einer neuen Pestepidemie? — Kampf gegen Ratten, Flöhe und Murreliere. — Panik unter der Bevölkerung

Von Dr. Martin Künze

In der nördlichen Mandchurie sind mehrere hundert Todesfälle an Pestepidemie festgestellt worden. Auch in der indischen Stadt Haiderabad sind eine Anzahl von Personen an Pest gestorben.

Die Apokalypsischen Reiter brauen über Ostasien dahin. Seit nahezu zwei Jahrzehnten wütet der Bürgerkrieg in China, und auch in Indien ereignen sich in kurzen Abständen blutige Zusammenstöße zwischen dem Volk und der Regierung. Die Hungersnot in einzelnen Provinzen ist unvorstellbar groß. Mehrere Millionen Menschen sind durch Hunger gestorben, andere sind durch die Pest nach dem Tod am Hungertode gestorben, andere sind durch die Pest nach dem Hungertode gestorben. Man hat sie aufgegeben. Der Krieg zwischen der Sowjetunion und China, der sich vor einem Jahr drohend am Horizont abzeichnet, ist noch einmal verzerrt worden. Aber eine andere Katastrophe hat in der Mandchurie, an der sibirisch-chinesischen Grenze, vor anderthalb Jahren furchtbare Verwüstungen angerichtet. 70 Tage regnete es fast ununterbrochen, und die Flüsse des Amur wälzten sich in dreifacher Breite zum Stillen Ozean. Die Felder der Mandchurie wurden überschwemmt, und 200 000 Chinesen ertranken. Der Amur heißt auch der Drachenstrom, da sein Flußbett nach einer uralten Sage von einem schwarzen Drachen beherrscht werden soll. Jetzt ist dieses Fabelwesen, so steht nach der Ansicht der abergläubischen Chinesen Ueberwucherung, Pest oder Krieg bevor. Als sich vor zwei Jahren in der nördlichen Mandchurie die Pest verbreitete, daß der schwarze Drache wieder gesehen worden ist, ahnte die abergläubische Bevölkerung, daß schlechte Zeiten nahten. Nun, es sind alle Greuel eingetroffen, die man dem Fabeltier nachsagt. Zum Bürgerkrieg und zur Ueberwucherung ist jetzt noch die Pest getreten.

Einige hundert Todesfälle wüsten in einem Land wie der Mandchurie noch nichts beängstigen. An der Pest sind in Indien im Jahre 1899 und 150 000, im Jahre 1903 etwa 850 000, im Jahre 1907 ungefähr 1,2 Millionen und 1910 fast eine halbe Million Menschen zugrunde gegangen. Wieviel Todesfälle in den Jahren 1910 und 1911 in der Mandchurie und im übrigen China zu verzeichnen waren, läßt sich nicht angeben. Die Toten wurden einfach in Massen aufeinander geschichtet und verbrannt. Aber es ist sicher, daß viele hunderttausend Menschen damals an der Pest zugrunde gingen. Nun hat aber jene furchtbare Pestepidemie nicht anders angefangen und man hat in der ersten Zeit keine anderen Nachrichten aus der nordmandchurischen Hauptstadt Chahin erhalten, wie dies jetzt der Fall ist. Die allerersten, wenigstens Verdacht erregenden Erkrankungsfälle wurden beobachtet; an eine auch nur einigermaßen vernünftige Pflege wurde nicht im entferntesten gedacht; der Verkehr zwischen den Kranken, den bereits Angelegten und der noch gesunden Bevölkerung wurde in keiner Weise eingedrängt, und so entstanden Erkrankungsbecken, von denen aus das Krankheitsgift immer weiter und weiter verschleppt wurde. Das geschah in der Weise, die allgemein der Gesundheitsabrigaligen Umstände, die heute zweifellos noch härter vorhanden sind als damals. Der größte Teil der Bevölkerung lebte in überfüllten, menschenunwürdigen Behausungen, verfaßte nur über ungenügende und häufig sogar verbotene Nahrung, vernachlässigte jede Reinlichkeit und mischete alle etwa bestehenden sanitären Bestimmungen. Das alles trug dazu bei, das bereits im Verborgenen blühende Uebel furchtbar auszubreiten. Als dann schließlich die Natur und die Größe des Unheils sich nicht länger verbergen ließen, wurden in der letzten Oktoberwoche des Jahres 1910 aus der Mandchurie 26 Pestfälle öffentlich gemeldet. Aber die Zahl der nicht bekannt gewordenen Pesterkrankungen war zweifellos zu jener Zeit schon ungeheuer viel höher, und dementsprechend brachte die neue Kunde aus Ostasien Horden von Pestkranken auf 178 und die der Toten auf 158 gestiegen war. In der zweiten Novemberwoche war bereits Chahin verheert, denn auch die Krankheit wüthete auf die Chinesen beschränkt blieb. Wenn auch die Krankheit zunächst auf die Chinesen beschränkt blieb, dann fanden auch mehrere Europäer den Tod. Die Zahl der täglichen Neuerkrankungen schmolle in die Höhe, und bald war die Bevölkerung Chahins besänftigt.

Woher stammt nun die Pest? Wie kommt es, daß sie in gewissen Abständen immer wieder auflodert, und furchtbare Opfer fordert? Nun, diese Suche war schon im Altertum bekannt und ist A. B. von Eubuloides ausführlich beschrieben worden. Man glaubte damals allgemein, daß der eigentliche Sitz der Krankheit im Inneren des Magens liege, und tatsächlich haben sich dort und auch in anderen Gegenden Afrikas, besonders an den Quellen des Weißen Nils, lange Zeit Pestherde befunden. Und auch über die Entstehung und Ausbreitung der Krankheit wußte man schon im Altertum Einiges. Im zweiten Buch Moses, das den Auszug der Israeliten aus Ägypten verherrlicht, wird ausdrücklich noch zwischen Schwarzen Matten und der Pest unterschieden. Man erzählt dann aus der Bibel, daß das Nachbarvolk der Juden, die Philister, die goldene Bundeslade raubten, und daß darauf die Pestepidemie bei den Philistern ausbrach. Gleichzeitig traten ungeheure Scharen von Ratten und Mäusen auf. Die Pest ging erst wieder zurück, als die Philister die Bundeslade und dazu zur Südnähe fünf goldene Ratten und Mäuse ausliefereten. Tatsächlich kann man regelmäßig in Pestgebieten die Beobachtung machen, daß die Ratten in Scharen sterben. Wenn die Bewohner der Mandchurie ein solches Massensterben der Rattiere beobachteten, so verließen sie fluchtartig ihre Siedlungen, denn sie wußten, daß die Ratten von der Pest ergriffen worden sind. Die verendeten Rattiere werden von ihren Artgenossen angegriffen und dadurch breitet sich die Seuche unter den Ratten sehr schnell weiter aus. Auf den Schiffen wandern die Ratten dann von Hafen zu Hafen, überallhin die Pest verkleppend. Die Uebertragung auf den Menschen geschieht meist durch den Rattenfloh, von dem man ursprünglich annahm, daß er auf Menschen nicht übergehe. Aber das ist ein Irrtum. Die Pestbakterien gehen sehr leicht aus einem Substrat in ein anderes über, und in wenigen Minuten verdrängen und Sonnenlicht oder Trübenheit genügen ebenfalls, diesem Bazillus ein schnelles Ende zu bereiten. Aber im Magen des Flohs kann sich der Krankheitserreger drei Wochen halten, und daraus erklärt sich, welche Bedeutung der Floh als Vermittler der Pest von der Ratten zum Menschen hat.

Wie kommt es aber, daß plötzlich die Ratten krank werden? In Zentralasien gibt es offenbar Pestherde, die niemals vollständig erlöschen. Diese immer wieder gesunde Menschen an der Pest erkrankt. Zuweilen lebt der Erreger dieser furchtbaren Seuche nur in einem Rattiere, das in großen Scharen die innerasiatischen Steppen bevölkert. Das ist das sibirische Murreliere, auch Bobak oder Labar genannt. Dieses Tier von 35 Zentimeter Länge wird von Zeit zu Zeit wegen seines wertvollen Fells verjagt. Die einheimische Bevölkerung der Mongolei und gewisser sibirischer Gebiete versteht es, die kranken Murreliere von den gesunden zu unterscheiden. Die entsetzliche Pestepidemie von 1910 wurde nun von diesen Forschern damit in Zusammenhang gebracht, daß die Fellspreiter damals in die Höhe gingen; deshalb begaben sich viele chinesische Fellsjäger in die Grassteppen und in das feine Sibirien, wo das Murreliere zu Hause ist, um Felle zu erbeuten. Die Chinesen waren aber nicht fähig, die mit Pest befallenen Rattiere von ihren gesunden Artgenossen zu unterscheiden; sie jagten wahllos alle Murreliere, zogen ihnen die Felle ab und infizierten sich mit Pest. Dann schafften sie die kranken Felle in die Mandchurie, auf den großen Markt von Chahin, und damit entstand dort ein furchtbarer Pestherd. Die Bezeichnung der an Pest gestorbenen Chinesen wurden wiederum von Ratten angefallen.

In der Mandchurie ging man der Krankheit auf eine grausamere Weise zu Leibe. Die Kranken wurden von Soldaten in Konzentrationslager getrieben, wo sie in drei oder vier Tagen starben. Niemand durfte aus dem Lager hinaus oder in die Baracken hinein. Dieses primitive Verfahren hat übrigens nur wenig geholfen. Noch heute ist es in China üblich, die Bevölkerung von Seuchengebieten mit Waffengewalt daran zu hindern, ihre Heimat zu verlassen, mögen die Krankheiten auch gesund sein. Man hat eben keine Möglichkeit, die infizierten Personen von den heimfreien zu trennen, und wendet deshalb diese barbarische Methode an, Seuchen an der Ausbreitung zu hindern. Es ist nur zu hoffen, daß es diesmal gelingt, mit weislicher Hilfe die Entstehung einer weltweiten Seuche noch im letzten Augenblick zu verhindern.

Plauderei über Josef Kainz

Von Margarete Pix

In diesen Septembertagen sind es zwanzig Jahre, daß der berühmte Schauspieler die Augen schloß. Wer ihn je gesehen, wird nie den übermächtigen Eindruck vergessen können, der von seiner Persönlichkeit ausstrahlte; wer aber das Glück hatte, eine Straße Wechs mit ihm gehen zu dürfen, dem ist die Erinnerung an dieses übertragende Genie ein köstliches Gut fürs Leben geworden. So auch mir. Zwei Jahre lang konnte ich neben ihm stehen, seine Größe bewundern und von ihm lernen, lernen. Seine fabelhafte Technik der Rede konnte ich mir nach langem Studium teilweise zu eigen machen, aber „Sein Genie, ich meine seinen Geist“, — du lieber Gott! Wie klein kam man sich neben ihm vor und wie stolz war man, wenn er bei guter Laune mal sagte: „Heute haben Sie sich dran gehalten.“

Über nicht immer war er in guter Laune. Er hatte Abende, wo ihm jeder gern aus dem Wege ging. Heute spielte er wie ein Gott und morgen jagte er seine Kasse herunter, daß Leute, die das Unglück hatten, ihn an solchem Abend zuerst zu sehen, tief enttäuscht fragten: Das soll der berühmte Kainz sein? Den Kollegen gegenüber war seine Stimmung gleichfalls wechselnd; einmal lebenswürdig, dann wieder waren sie Luft für ihn.

Eines Vorfalls erinnere ich mich noch genau. Ein bekannter Schauspieler, der sich unermüdetlich an seine Soblen heftete, was ihm zu Zeiten sehr zuwider wurde, spielte den Poia, er den Don Carlos. Die ganze aufdringliche Art von Kainz, die er an diesem Abend besonders auf die Nerven. Im fünften Akt kommt Poia zu Carlos in den Kerker und hat eine lange wichtige Szene mit ihm zu spielen, an deren Ende von draußen ein Schuß ertönt und Poia zu Tode getroffen niederfällt. Kainz hatte dem Requisiteur einen Taler versprochen, wenn er den Schuß gleich nach Poias Austritt abfeuern würde. Der Wut des großen Kainz war Befehl; kaum hatte Kainz den Kerker betreten, fiel der Schuß. Carlos fragt: „Wem galt das?“ und dem unglücklichen Poia bleibt nichts übrig als zusammenstürzend die Worte Schillers zu hauchen: „Ich glaube, mir“, womit er um seine ganze wohl vorbereitete Szene gekommen war. Das war wohl unvollständig und unfähig, aber wir waren doch voll Schabentreu, die befandlich die reinste Freude ist und ähnten Kainz den Reif, denn er war wenig beliebt. Natürlich trat den unbedingten Requisiteur seitens des Direktors eine harte Strafe, trotzdem er sich mit der Ausrede, daß der Schuß von selbst vorzeitig losgegangen sei, herauszuwindeln wollte.

Dann hatte Kainz wieder Tage, an denen er das Gebahren eines übermühten Jungen zeigte. Dann neigte und kopfte er alle. Mit Ritzern dachte ich zu solchen Zeiten schon an mein Sterben als König in „Samuel“; wenn ich von dem Giftbecher getrunken hätte und auf den Stufen des Thrones zusammengesunken war, hätte ich gar oft ein Knecht an meinen Füßeln und nur mit kampfloser Anstrengung konnte ich das Lachen unterdrücken. Kainz, der ebenfalls leblos auf der untersten Stufe lag, vertrieb sich und mir damit die Zeit, bis wir endlich dem Leben wiedererwachen waren. Einmal aber überkam mich eine so fürchterliche Lust, daß mein ganzer Körper schütterte und nur der große Schließer, den die Hofdamen nach Vorkehrung über mein Gesicht zu breiten hatten, etwas dem Publikum den eigenartigen Anblick einer noch im Tod lachenden Königin.

Schauspieler Kormann vom Theater an der Wien feiert seinen 80. Geburtstag. Es wird uns aus Wien geschrieben: In Heidelberg, Bergschliefbach, die 12. feiert am 28. September d. J. der ehemalige Hofschauspieler (Dresden) und langjähriges Mitglied des K. K. o. Theaters an der Wien in Wien, seinen 80. Geburtstag. Im Jahre 1880 wurde er als Nachfolger Baffermanns durch Ritter von Jauner an das K. K. Theater an der Wien berufen, dem er bis 1902 als erster Darsteller und später als Mitglied des Regiekollegiums angehörte. Sein Wirken fiel in die theatergeschichtlich bedeutendste Zeit dieser Bühne. Wer den Dichter Peter Kollegaer kannte, wer Professor Marcell Salzer die ersten künstlerischen Sprossen verdienen hat, wer Professor Max Reinhardt Schminnterricht gegeben hat, weiß gar manches zu erzählen. Und was jetzt alles das traumatische Künstlerheim im stillen Mediantal: Wohnungen vom Kaiserlichen Johann Strauß, Laube-Bilder, Sarah Bernhard, Intendant Bollart-Windisch, Mittermayer, Grafin Dullian Wolter, v. Sonnenhof, Johann Strauß jr., Derrnent, Edmunda W. Furtschläger usw. — Was es dem Jubilar befehlen sein, mit seiner Gattin auch kommende Jahre, in den schwersten Zeiten, die der Jubilar hart erfahren, in Glück und Zufriedenheit zurückzulegen.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rod

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Weizsäcker.

(Nachdruck verboten.)

Moon taumelte; mit letzter Willenskraft feuerte er einen Schuß in die Richtung seines Angreifers.

Er mußte aber gefehlt haben, denn im nächsten Augenblick umarmten ihn herkulische Arme, hart wie Stahlbänder.

Er wurde zu Boden geschleudert und verlor das Bewußtsein.

Als Moon aus der Ohnmacht erwachte, brauchte er eine ganze Weile um sich zurechtzufinden.

Der Schädel dröhte ihm fürchterlich und seine Glieder schmerzten.

In den Armen knickte ihm das Blut wie Ameisen, er wollte sie freiben, da merkte er, daß er an den Händen und Füßen gefesselt war.

Und wie schlecht er atmen konnte, das war ja wie ein regelrechter Erstickenanfall! Woher kam das nur?

Er wußte plötzlich, warum Louis Grand nicht geschrien und nicht die Arme gebreitet hatte, als er aus dem Manjardenfenster gerungen! Er war gefesselt und geknebelt gewesen.

Richtig! Die Manjarde. In Moons Hirn rotierte ein schon erworbenes Mährchen.

Er hatte diese Manjarde doch inspizieren wollen und — jetzt erst kümmerte ihm alles auf — und war dabei wie ein Greenhorn stumm in die Falle gegangen.

Der Ernst der Situation wurde ihm klar.

Er wandte mühsam den schmerzenden Kopf. Gott sei Dank — der sah noch fest auf seinem Körper.

Es war stockdunkel um ihn. Bloß durch ein schräges Fenster schimmerten die Sterne. Das Fenster war zu; sein schwarzes Holzblech hatte sich hinter gegen den fahlen Nachthimmel.

Sollten diesen entfangen der Dede.

Er schand sich in — der Manjarde!

Doch er war anders hineingelangen, als er sich das vorgestellt hatte.

Die auf den Rücken gebundenen Hände taten schauerhaft weh und drückten in den Rücken.

Der Kerl hatte ihn einfach auf den Fußboden geworfen. Moon lag und sann.

Er kam zu dem Schluß, daß ihm wohlter gewesen war, bevor er das Bewußtsein wiedererlangt hatte.

Aus diesen tiefstimmigen Meditationen riß ihn das Geräusch von Stimmen.

Er lauschte mit geschärften Sinnen. Die Stimmen, die er hörte, mühten weit, vielleicht durch mehrere Räume oder gar Stockwerke von ihm getrennt sein.

Daß er sie dennoch hörte, hatte wohl darin seinen Grund, daß da ein Wortwechsel entbrannt war. Ueberrascht schlangen die Stimmen. Und plötzlich ertönte ein Schrei.

Ein schriller, marktschreiernder Schrei in höchster Angst ausgeföhren.

Ein zweiter, schwächerer, folgte.

Nach einer Weile ging eine Tür.

Dann lastete wieder undurchdringliche Stille.

Kaltes Moon zerrte verzweifelt an seinen Fesseln.

Sie waren grauam zugeschnürt und schnitten ins Fleisch.

Die bekam er nicht so leicht herunter!

Die eine der Fragen, die den Fensterjungs Louis' betraf — ja, ihm — die war also gelöst; aber die Antwort schien zu teuer bezahlt.

Vielleicht — gewiß — würden sich nur bald noch andere Rätsel lösen lassen. Am brennendsten qualte den Detektiv augenblicklich freilich die Frage, wie er selbst aus dieser prekären Situation herauskommen könnte.

Vergebens veruchte er, seine geschundenen Hände so schmal wie möglich zu machen und sie aus den Fesseln zu ziehen.

Die Stricke, die seine Gelenke strangulierten, bereiteten alle seine Bemühungen.

So sehr er sich auch wand, sie ließen ihn nicht los und waren auch nicht zu lockern.

Moon war überzeugt, daß die Verbrecher, in deren Gewalt er geraten, sich bald wieder um ihn kümmern würden.

Weiß Gott, was sie vorläufig abhieß, sich mit ihrem Gefangenen zu befassen. Sie wußten sich leiner, der gebunden und geknebelt in der Manjarde lag, überdies wohl. Nur diesem erdarmungswürdigen Zustand verdankte er es wohl, daß man ihn sich selbst überließ.

Bald aber —

Er hätte keinen Wiffertling für sein Leben gegeben.

Jedenfalls war er verloren, wenn es ihm nicht gelang, sich zu befreien, bevor man sich leiner erinnerte.

Die Augen des Detektivs hatten sich an das Dunkel gewöhnt. Er sah ein einfaches Bett — dort mochte der Neger schlafen.

In der Ecke der Manjarde stand ein kleiner Eisenofen. Und vor diesem Ofen hatte man auf den hölzernen Fußboden ein Stück Blech genagelt, um zu verhindern, daß herausfallende Stüchchen stimmender Kohle Unheil stifteten.

Das Blech war dünn, alt und brüchig und im langjährigsten Gebrauch an mehreren Stellen geborsten. Die Rante eines der Sprünge ragte in die Höhe.

Eine schwache Hoffnung hing in Moon auf. Wenn es ihm gelang, dahin zu kommen, war er vielleicht imstande, sich der Fesseln zu entledigen.

Er wälzte sich langsam in der Richtung zum Ofen.

Bon Zeit zu Zeit hielt er ein und horchte gespannt. Im Hause blieb aber alles ruhig.

Endlich — nach einer Ewigkeit — kam Moon auf das Schußblech zu liegen. An den Händen blühte er die scharfen Ranten des rissigen Metalls.

Jetzt, da er die Möglichkeit einer Rettung erkannt hatte, war auch die alte, süße Energie des gefahrerprobten Kriminalisten wieder da.

Er rutschte seinen fast unbeweglichen Körper zurecht und begann — die Füße stemmte er gegen die Wand — die Stricke, die um seine Gelenke gebunden waren, an der rostigen Blechschneide zu schaben.

Unendliche Geduld erforderte das und ein Zusammenbeißen der Zähne, denn mit den Fingern der Seite ging wiederholt auch die Haut der Hände in Fäden.

Moons Willenskraft erlahmte nicht. Er sagte an seinen Fesseln, er plagte sich um sein Leben.

Da — waren das nicht Schritte?

Die Stricke gaben noch immer nicht nach.

Wieder ein fernes Geräusch.

Galt das schon ihm?

Moon verboppelte seine Anstrengungen.

Im Hause knarrte eine Diele.

Der kalte Schweiß rann dem Detektiv über die Stirne.

Seine Arbeit schien aussichtslos. Er mußte den verzweifeltsten Kampf wohl aufgeben.

Doch gerade in diesem Moment glaubte er ein Raschlaufen der Fesseln zu fühlen. Er bäumte sich auf — ein letztes Zerrn —

Er hatte die Arme frei!

(Fortsetzung folgt.)